

Joseph Gelineau

Tradition, Kreation, Kultur

Die liturgische Feier ist ein symbolisches Geschehen. Sie ist als solches unteilbar und verleiht jedem seiner Teile Bedeutung. Keines der Elemente, sei es hörbar, sichtbar oder expressiver Natur, besteht unabhängig von den anderen. Wenn also ein rituelles Element sich wandelt, kann das eine Veränderung der Bedeutung der gesamten Feier nach sich ziehen.

Begründet wird diese einleitende Bemerkung durch die Art und Weise unserer folgenden Überlegung. Die wissenschaftliche Erkenntnis, die für gewöhnlich das Denken beherrscht, ist ja bekanntlich kumulativ: Moderne Mathematik oder eine neue Fremdsprache läßt sich erlernen, ohne daß deswegen die klassische Mathematik oder die eigene Muttersprache vergessen werden müßte. Man kann zum Nachdenken und Handeln das begriffliche Instrumentar wechseln und das passendste benützen. Im Bereich der Symbolik verhält es sich nicht so. Man verändere drei Noten in einer Melodie oder eine Farbe in einem Gemälde, und schon ist das ganze Werk ein anderes geworden. Dem künstlerischen Geschmack entsprechend wird man es als «entstellt» oder «verjüngt» bezeichnen. Man gehe ins Ausland und lebe dort nach anderen Höflichkeitsformen, anderen Essensgewohnheiten und Freizeitbeschäftigungen; kommt man in die Heimat zurück, wird man die hiesigen Sitten, die heimatische Küche und Kunst nicht mehr auf dieselbe Weise erfahren wie zuvor. Man verändere einen Ritus in der Sonntagsmesse, und schon heißt es: «Man ändert die Religion!»

Als man auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil die Liturgie erneuerte, geschah es in der Absicht, den römischen Ritus zu reformieren. Es wurden in der überkommenen Form unveränderliche und veränderliche Elemente unterschieden. Man ging dann so vor, als seien diese letzteren, also Sprache, Musik und Körperhaltungen, auswechselbare Teile im allgemeinen Rahmen und in den überlieferten Strukturen des römischen Ritus. Doch wenn diesem zum Beispiel die lateinische Sprache entzogen wird, besteht er dann noch in seinem symbolischen Sein?

Wir stellen eineinhalb Jahrzehnte nach der Konzilsreform ziemlich unterschiedliche Erscheinungen fest. Bald sieht man unter den neuen Riten eine vorkonziliare Gesinnung weiterleben; man hält die erneuerten Riten für eine bloße Verschönerung des Althergebrachten. Bald handelt es sich im Rahmen der durch die Reform erstellten Ritualprogramme bereits um eine andere, tatsächlich gelebte Liturgie. Eine wirkliche Erneuerung ist geschehen. In den meisten Fällen aber ist man Zeuge eines «Zusammenkleisterns» verschiedener Elemente, ohne daß der Eindruck entsteht, es sei eine wirkliche Neuschöpfung der liturgischen Feier zustande gekommen.

Solche Beobachtungen zwingen zur folgenden Frage: Wenn der christliche Kult wie jedes andere symbolische Geschehen nur in einer bestimmten Kultur bestehen, sich entfalten und seine «religiösen» Wirkungen hervorbringen kann, wie wird er im Falle eines Kulturwandels seine Eigenart bewahren? Wie können die sich immer wieder wandelnden Gottesdienstgemeinden ein echtes Gedächtnis Jesu Christi feiern und dies zugleich in einer wahren Aktualisierung des Geistes des Evangeliums?

Stellen wir die Frage einmal anders: Wie kann man gegenwärtig unter Zuhilfenahme des konziliaren Liturgieprogramms die bloß oberflächliche Ausbesserung und Flickarbeit und auch den Zerfall wichtiger Elemente vermeiden und eine lebendige, also dem Evangelium entsprechende schöpferische, kulturoffene und kulturschaffende Praxis fördern? Eine immense Frage. Wir versuchen aus noch weiter Ferne eine Antwort.

Zu diesem Zweck untersuchen wir verschiedene Verständnisweisen der liturgischen Feier. Wir stellen besonders den Begriff «operatives Modell» in den Vordergrund, denn er scheint uns am besten geeignet, eine lebendige liturgische Praxis in die Wege zu leiten.

I. Anthropologische Grundstrukturen

Bekanntlich vollzieht sich jede symbolische Handlung in engem Bezug zum menschlichen Körper. Dieser aber steht wiederum im Kosmos. Für jeden Menschen bedeuten das Oben und das Unten, das Rechts und das Links, das Innen und das Außen seiner Leibverfassung angesichts des Wassers, der Erde, des Windes oder des Feuers «Bilder», die es ihm ermöglichen, die transexperimentale Welt, also Leben und Tod, Himmel und Hölle, Macht und Schwäche usw. zu sagen,

zu denken und zu tun. Auch die Liturgie ist vollständig aus solchen leiblich-kosmischen «Bildern» durchstrukturiert: Abstieg in das Taufwasser und Wiederaufstieg, gemeinsames Essen und Trinken im eucharistischen Mahl, Hören des Gotteswortes und Antwort darauf, Zusammenrufen-Zusammensein-Auseinandergehen der Gemeinde usw. Man kann sich niemals gänzlich von solchen «Bildern» losmachen. Sie gehen jeden Menschen an und haben etwas Universales an sich.

Doch läßt sich daraus nicht folgern, eine Taufe oder eine Eucharistie habe notwendigerweise denselben Sinn für jedermann. Tatsächlich besteht ja keine bildhafte Gestalt in Reinform. Sobald man sie erfassen kann, ist sie bereits in eine Kultur eingebettet. Diese selbst kann aber nun den Sinn der fundamentalsten anthropologischen Strukturen verdunkeln oder übersteigern oder sogar ins Gegenteil verkehren. Das eucharistische Brot galt für die Christen der westlichen Zivilisation lange Zeit hindurch nicht als etwas, das zuallererst zum Essen, sondern zur Anbetung bestimmt ist. Heute noch wäscht nach Ansicht vieler einer Kindertaufe beiwohnender Leute das Wasser die Erbsünde ab. Die wesentlichsten und tiefsten Sinnhaftigkeiten sind nicht notgedrungen die sichtbarsten. Und doch sucht jede Reform sie erneut ins Licht zu heben.

Zu einer christlichen Liturgie, einem Handeln im Sinne Christi, braucht es weitaus mehr als nur die anthropologischen Grundstrukturen. Wir werden weiter unten darauf zurückkommen. In Perioden tiefer kultureller Veränderungen wie der unsrigen, in Zeiten der Reform und Neugestaltung ist es aber sehr wichtig, diese Grundstrukturen deutlich zu machen. Zwei von ihnen, die das rechte Tun betreffen, scheinen uns ganz besonders festgehalten werden zu müssen.

1. Ist man veranlaßt, Verhaltensweisen und Auslegungen einer früheren Praxis (die Art und Weise, zusammen zu sein; mündliche Kommunikationsformen; Bezeugungen der Ehrfurcht usw.) in Frage zu stellen, so muß man beachten, daß nicht alles in gleicher Weise veränderbar ist. Es gibt «strukturierende» Verhaltensweisen bei der Zelebration, die man nicht umkrepeln kann, ohne zugleich den Kontakt mit dem Sinn zu verlieren. Um ein Beispiel anzuführen: die großen rituellen Einheiten (sich versammeln und feiern; hören und antworten; Nahrung bringen, teilen, essen und trinken) besitzen eine innere Logik, die beobachtet werden muß.

2. Wenn das rituelle Verhalten aufs neue schmiegsam wird, dann wird es zweifelsohne unabdingbar, daß die Autorität diese Verhaltensweisen vorschreibt und erklärt, damit sie angenommen und verstanden werden, falls nämlich keine Übereinstimmung in den bedeutsamen Formen zuwegekommt. So verhielt sich die kirchliche Autorität in der jüngsten Reform. Jeder Mystagoge aber weiß, daß vorschreiben und erklären nicht das Wichtigste sind. Das kommt erst später. Zuerst muß der in den konstitutiven Gesten der Sakramente eingesetzten Mächtigkeit Vertrauen entgegengebracht werden, und man darf sich nicht scheuen, sie in ihrer vollen Form zu wagen. So zum Beispiel, daß die (erwachsenen) Täuflinge tatsächlich untergetaucht werden und Röm 6 eine Chance hat, ihnen in seinem Sinn aufzugehen und sie auch selbst erleuchtet. Daß die Tischgenossen des eucharistischen Mahles wirklich das Brot und den Kelch unter sich teilen und so Joh 6 und Joh 13 anders verstehen. Daß jene, die gemeinsam beten, die Hände erheben, sich niederwerfen und auf diese Weise die Psalmen für sie wirkliches Wort werden. Daß der glaubende Mensch zunächst durch solches Tun also (neu) Wurzeln fasse. Hier beginnt die Einwurzelung des christlichen Kultes in eine Kultur. Einige Schritte konnten in diesem Sinne getan werden. Viel bleibt aber noch zu tun.

II. Konstitutive Elemente

Die christliche Liturgie hat aus all dem, was als Grundlage für eine symbolische Handlung dienen kann – Naturdinge, Kunstgegenstände, Geschichtsdokumente, menschliche Verhaltensweisen –, ihre Wahl getroffen. Sie hat gewisse Elemente bevorzugt, insbesondere jene, die sie als Erbe aus der biblischen Tradition und den synagogalen Gebräuchen empfangen hat. Sehr früh schon weisen die den Kult der Christen erwähnenden Schriftsteller auf konvergierende und bleibende Wirklichkeiten hin: «Sie versammeln sich am bestimmten Tag» – «Wir halten Lesungen (...) und wir beten» – «Man bringt Brot und Wein, und der Vorsitzende sagt Dank, so gut er kann» ... Auf diese Weise kristallisieren sich einige feste Gegebenheiten heraus und werden zu Elementen einer Tradition. Ist eine Reform fällig, eine Erneuerung, eine Einwurzelung in eine andere Kultur, so wird dies immer das eine Ziel im Auge haben: jene Elemente, die von der Kirche als Wesensbestandteile ihrer Liturgie

angesehen werden, vom Rost der Zeit zu befreien und ihnen neues Leben einzuhauchen. Man weiß zum Beispiel, daß sich der «Wortgottesdienst», wie man heute sagt, aus Lesungen, Gesängen und Gebeten zusammensetzt. Die Instruktion *Inter Oecumenici*, die die Grundlagen für die Liturgie des Stundengebetes festlegt, bemerkt, daß zu einem «Offizium» vier Dinge gehören: Psalmodie, Hymnus, Lesung und Gebet. Als die Eucharistiegebete für Kindergottesdienste vorbereitet wurden, fragte sich die mit der Prüfung der Vorschläge beauftragte Kommission: Welches sind die wesentlichen Elemente, die bei keinem eucharistischen Gebet fehlen dürfen?

Indessen machen selbst die wesentlichen und konstitutiven Elemente noch keine Liturgie aus. Es bleibt noch zu entscheiden, welche Bedeutung man jedem zumißt, in welcher Reihenfolge sie zu geschehen haben und wie man sie ins Werk setzt.

Andererseits kann keine komplexe symbolische Handlung, wie es die Liturgie ist, einzig und allein vom Wesentlichen her funktionieren. Immer gibt es noch «andere Dinge», die zu ihrer Bedeutsamkeit vonnöten sind. Es ist ein wenig so wie bei einem Satz: Man hat nicht nur Hauptwörter und Zeitwörter, sondern auch Verbindungspartikeln, Endungen, Beugungen, Redundanz, von denen letzten Endes der Sinn abhängt. Übrigens zeigt die Geschichte die ständige Neigung der Liturgie, die Wesenselemente verkümmern zu lassen (man vergleiche dazu den in allen Riten auf einen einzigen Vers zusammengeschrumpften Antiphonalpsalm oder das mit Gesängen überwucherte eucharistische Hochgebet), um nachträgliche, jüngere, aber als ausdrucksstärker erachtete Elemente zu bevorzugen.

Die Reformatoren gehen zu allen Zeiten auf gleiche Weise vor: Sie kehren zum Wesentlichen zurück und reinigen es von anachronistischen Auswüchsen. Sie dürfen aber nie vergessen, daß diese wesentlichen Elemente nur im Maße ihrer Einwurzelung in die gegenwärtige Kultur symbolischen Wert haben und verständliche Sprache nur durch ihre Verflechtung mit den tausend Fäden werden, die das Gewebe einer Kultur bilden. Sonst bleiben sie für die eucharistische Feier unbrauchbare «Dinge» oder «Begriffe».

III. Rituelle Programme

Die Frage nach dem Ursprung eines Ritus oder einer Liturgie kann nicht beantwortet werden.

Nur aufeinanderfolgende Zustände sind faßbar, die immer die Umformung eines jeweils vorhergehenden Zustandes sind. Wir kennen sie durch Beschreibungen wie: «An dem bestimmten Tag versammelt man sich an dem bestimmten Ort in der bestimmten Ordnung. Eine bestimmte Person vollzieht eine bestimmte Handlung. Man liest eine bestimmte biblische Lesung. Man singt ein bestimmtes Lied. Man spricht ein bestimmtes Gebet.» Daraus entstanden die *Typika*, die *Ordines*, dann die Meßbücher, die Breviere, die Ritualien. Im Anfang ging es häufig darum, die eine oder andere berühmte Liturgie, die man nachahmen wollte, bekannt zu machen (zum Beispiel den Armeniern oder den Georgiern die Liturgie von Jerusalem; den Franken die römische Liturgie). Da aber jeder Ritus die Tendenz hat, sich zu verfestigen, wurden diese Liturgieformen mehr und mehr zur Vorschrift, so sehr, daß sich die römische Liturgie vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil selbst als jene definierte, die «in den genehmigten Büchern vorgeschrieben» ist.

Das soeben erwähnte Konzil hat daran erinnert, daß die Liturgie das ganz eigene Tun der betenden Kirche ist und nicht eine bloße Sammlung von Rubriken. Doch als die konziliare Bewegung daran ging, ihre Reformideen in Anwendung zu bringen, sah sie sich in der geltenden westlichen Liturgieauffassung verfangen, in einer Gesamtheit von Riten, die der universellen Kirche (der römischen!) in allen Einzelheiten und mit der Auflage *ne varietur* vorgeschrieben war. Unter diesen Bedingungen gab es kein anderes Mittel, als neue Bücher und neue Rubriken zu verfassen. So sollte man also zum ersten Mal in der Geschichte liturgische Feiern von einem Ritualprogramm her gestalten? Bisher hatte ja jedes rituelle Programm darin bestanden, in einer bestimmten menschlichen Gruppe bestehende, als gut oder normativ, ja sogar verpflichtend anerkannte Gebräuche zu beschreiben oder zu kodifizieren. Die Feier war aus dem Brauch und der Praxis von Glaubensgemeinden erwachsen. Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil scheint die Liturgie von oben herunter diktiert zu werden, durch Bücher, die aus den Händen von Fachleuten stammen und sich im wesentlichen aus Ritualvorschriften zusammensetzen.

Gewiß – und das ist zum Teil neu – erklären die «Allgemeinen Einleitungen» oder «Praenotanda» den spirituellen Sinn und die pastorale Tragweite der neuen Riten. Aber genügt das zur Gestaltung einer lebendigen Liturgie? Liturgi-

sche Feier ist doch etwas sehr viel anderes als die Ausführung eines Ritualprogramms. Man wird sich dessen sehr schnell bewußt bei gewissen Liturgien, wo alles trotz einer korrekten und ehrfürchtigen Ausführung der Riten, trotz einem offensichtlichen pastoralen Eifer, trotz würdigen Gesängen und einer guten Homilie doch kalt und langweilig bleibt, ohne fühlbare Anteilnahme des Volkes, so daß zahlreiche Gläubige sagen: «Es ist nicht mehr wie früher.»

Glücklicherweise fielen die Bücher des Zweiten Vatikanums nicht in eine liturgische Wüste. Überall bestand bereits eine liturgische Praxis. Dort, wo Gebet und Leben war und man es verstand, nicht zu zerstören, sondern zu verwandeln, dort auch, wo die Liturgie zwar dahinschlummerte, aber doch bei dieser Gelegenheit aufgeweckt werden konnte, an diesen Orten also hat man weiterhin wirklich «gefeiert». Aber das Programm allein hätte hier nicht genügt. Es ist nur eines der liturgischen Elemente und gar nicht immer das wichtigste.

IV. Operative Modelle

Feier, Fest, Zeremonie – als gemeinsames symbolisches Tun – gibt es dann, wenn die feiernde Gruppe eine gewisse Rolle spielt und die Spielregeln genügend kennt, so daß sie an der Sache Interesse findet und Sinn entdeckt und dies auf Dauer, falls es sich bei dieser Feier um eine feste Einsetzung handelt. Die Frage ist nun: Was braucht es, damit das Spiel ablaufe und gelinge?

1. Vorfragen

Zuerst dürfen die «Spielregeln» weder zu lax noch zu strikt sein. Wir wollen zwei Fälle zu lockeren und zwei Fälle zu genauen Funktionierens anführen.

Zur Zeit des auf das Zweite Vatikanische Konzil folgenden rituellen Tauwetters blühte eine gewisse Ideologie der «Spontaneität» und der «Kreativität» auf. Als Gegenwirkung gegen den vorausgegangenen Fixismus und Rubrizismus forderte man in der Liturgie einen Raum für freien Ausdruck: kein festes Programm mehr, keine vorfabrizierten Formeln. Sicher können in bestimmten Fällen sehr homogene Gruppen an Ort und Stelle ihre Spielregeln selbst erfinden, mindestens bis zu einem gewissen Punkt. In einer jedem Gläubigen guten Willens offenen

Gemeinschaft jedoch, wie das normalerweise im Sonntagsgottesdienst der Fall ist, muß jeder regelmäßige Teilnehmer wissen, was ihn erwartet, soll er sich nicht vom «Spiel» ausgeschlossen fühlen. Im übrigen konnte man oft die Beobachtung machen, daß die unmittelbare Spontaneität meistens oberflächlich blieb. Die echte Spontaneität wird aus einer langen Vertrautheit geboren. Schließlich öffnet die sogenannte Kreativität dem Abklatsch und der Banalität Tür und Tor. Als Kunst lebt der Ritus von Strenge und stirbt an Leichtigkeit.

Ein zu lasches Spiel kann auch aus einem Mangel an kultureller Integration der Teilnehmenden in bezug auf den Ritus oder umgekehrt – und das läuft auf dasselbe hinaus – aus einem Mangel an Entsprechung des Ritus gegenüber der Kultur der Teilnehmer entstehen. Handelt es sich um Einzelpersonen, so muß man zuweilen mit einer normalen Einführungsdauer rechnen. Wenn aber die Zeremonien für eine versammelte Gemeinde leer laufen, nicht in ihr Leben greifen, weil die Riten in ihrer Symbolik nicht mehr das wirkliche Dasein der Teilnehmenden widerspiegeln, dann wird die Sache zum Problem. Eben diese Frage hat sich die pastorale Liturgiebewegung unseres Jahrhunderts gestellt. Während nämlich die Regeln für die Kultdiener äußerst strikt waren, blieben sie für die Gläubigen ohne jede feste Auswirkung, so daß diese wenig «im Spiel» waren. Das Zweite Vatikanische Konzil hat in seiner Sorge um die aktive Teilnahme der Gläubigen versucht, auf diese Frage zu antworten, und zwar im Rahmen dessen, was man als die heutige Kultur der Christen der westlichen Welt verstand. Für andere Kulturen öffnete sich die Tür nur einen Spalt weit. Die dazu vorgesehenen Möglichkeiten sind aber noch kaum in Anwendung gekommen.

Andererseits können die Regeln so strikt sein, daß den ausführenden Kräften der Feier zu einer lebendigen Gestaltung kein genügend großer Freiheitsraum zur Verfügung steht; höchstens einige Teilnehmer sind in der Lage, die vorgesehene Rolle wirklich zu spielen, was dann in der versammelten Gottesdienstgemeinde ein Gefühl des Unbehagens hinterläßt.

Es ist noch nicht lange her, da waren in der römischen Liturgie die Kultdiener bloße Ausführende des rituellen Programms ohne jede Freiheit der Anpassung. Solange man von den Gläubigen weder Verständnis noch Teilnahme verlangte, bestand tatsächlich nicht der geringste

Grund, die Riten zu ändern. Das Zweite Vatikanische Konzil hat das Ritenprogramm «an die Notwendigkeiten unserer Zeit» angepaßt, um eben diese Teilnahme der Gläubigen zu erlangen. So wird den Kultdienern eine gewisse freie Wahl überlassen, um den Gottesdienst besser an die Bedürfnisse der versammelten Gemeinde angleichen zu können. Nach den allgemeinen Rechtsbegriffen aber und im Blick auf die Erfahrung bleibt dieser Freiheitsraum äußerst eng und ganz und gar ungenügend.

Dem Ausführungszwang und dem rituellen Konformismus, die auf den Kultdienern lasten, entspricht auf Seiten der versammelten Gemeinde ein ganz anderer Druck. Erinnern wir uns daran, wie außerordentlich «gastfreundlich» die lateinisch gefeierte römische Liturgie der letzten Jahrhunderte gewesen war. Man verlangte von denen, die einer Messe beiwohnten, nichts anderes als nur dazusein. Man forderte von ihnen weder ein Verständnis der Texte und Symbole noch einen Erweis ihrer Zustimmung, noch eine Teilnahme an den gewöhnlichen Riten. Die jüngste Reform bezweckt die volle, aktive, bewußte und fruchtbare Mitwirkung der größtmöglichen Zahl der Anwesenden an der ganzen Gottesdienstfeier; darum hat diese Reform die Forderungen der Liturgie betont: übersetztes, verkündetes (durch Lautsprecher verstärktes) und erklärtes Wort; von jedem Gläubigen gesprochenes Glaubensbekenntnis der Kirche; Gebete in den heute drängenden Anliegen, oft «engagiert»; Teilnahme am Gesang, der alle Musikstile zuläßt, angefangen vom altertümlichsten bis zum modernsten; selbstverständliche Teilnahme an der Kommunion während der Eucharistiefeier. Das Programm ist großartig. Wer sollte sich nicht darüber freuen! Es setzt aber fromme und eifrige Gläubige voraus. In Wirklichkeit sind aber in unseren Gottesdienstversammlungen nicht alle bereit, dieses Spiel mitzumachen. Und wenn sie es nicht vermögen, fühlen sie sich zuweilen an den Rand gedrängt, ja sogar abgeschoben...

2. Die Frage

So ist also die Frage diese: Gibt es einen Ablauf der gottesdienstlichen Feier, der die wesentliche Treue zur Tradition mit der notwendigen Anpassung an die gegenwärtige Lage, an die hier und jetzt versammelte Gemeinde und deren reale Kultur miteinander versöhnt, einen Ablauf, der zur gleichen Zeit den Besten die Chance bietet,

so tief wie möglich in das gefeierte Geheimnis einzudringen, und dabei keinen der ganz Hilflosen, der Ungebildeten, schlecht Integrierten vergißt, sondern gerade sie bei der Hand nimmt und auf den Weg führt? Ist es unausbleiblich, entweder in verkrampte Rubrikenobödienz und ideologische Starre oder in bloße Phantasterei und Spontaneitätsfimmel zu verfallen?

Eine Reflexion über das, was einen Gottesdienst zu einem «gelungenen Gottesdienst» macht, findet in den gesellschaftlichen Praktiken des Festes, der Kunst und des Kultes zahlreiche Bezugspunkte. Zwischen der reinen Improvisation mit ihrem Risiko eines Mißerfolgs oder bloßer Oberflächlichkeit und einer durchgehenden Programmierung mit ihrem Risiko der Kälte und Langeweile besteht die Möglichkeit, das alte Spiel neu aufzuführen – ein «re-jeu», wie die Franzosen sagen. Es ist reich an Erinnerung, aber offen für die Gabe des Augenblicks. Es ist festverwurzelt im wesentlichen Verhalten, aber frei in seinem eigenen Können. Dieses «Wiederspiel» ist traditionell und modern erneuernd zugleich; es verlangt von den Personen, die in der gottesdienstlichen Feier die Hauptrollen innehaben, lediglich die Beherrschung der Technik dessen, was wir hier «operatives Modell» nennen, als praktisches gesellschaftliches Können.

3. Beispiele

Zitieren wir einige unterschiedliche Beispiele, um dieses operative Modell in den Griff zu bekommen.

Die koptische Liturgie kann an einem Festtag drei Stunden dauern, eine Stunde oder weniger an gewöhnlichen Tagen. In beiden Fällen handelt es sich um die nämliche Liturgie, und die gewöhnlich zugegen sind, folgen ihr mühelos. Durch melismatische oder eher syllabische Gesänge, mehr oder weniger feierliche Prozessionen, längere oder kürzere Litaneien, *sub secreto* rezitierte oder ganz ausgelassene Gebete usw. kann der Gottesdienst verlängert oder verkürzt werden. Er ist dann auch mehr oder weniger feierlich.

Dem Sänger der orientalischen Kirche, der etwa einen Tropos vorzutragen hat, stehen zu dem vor ihm liegenden Text eine oder mehrere Melodien als Modell zur Verfügung, die er dem Text anpaßt. Wie bei allen Sängern der mündlichen Überlieferung trägt man sehr wohl den einen oder anderen schon bekannten Gesang vor;

niemals aber gibt es zwei genau gleichlautende Ausführungen; jeder Gesang bleibt einmalig.

Die Bildhauer der Kapitelle in den Kathedralen schufen nach traditionellen «Modellen». Es sind dieselben Szenen, nach demselben Ausführungs- und Auslegungskanon geschaffen. Aber es entsteht keine «Kopie». Jeder Künstler paßt sich den Umständen an und bewahrt seine persönliche Eigenart.

Auch der Geschichtenerzähler liefert uns ein interessantes Beispiel. Oft kennen seine Zuhörer bereits seine Geschichten im voraus. Woher kommt dann das Interesse, sie noch einmal zu hören? Denn der Erzähler ändert weder die Geschichte noch die Abfolge der Episoden noch die von allen mit Spannung erwarteten entscheidenden Stellen, noch gewisse unantastbare Ausdrücke. Und dennoch erzählt er nie zweimal die ganz gleiche Geschichte. Das Interesse der Zuhörer wird ständig wachgehalten.

Ein für uns besonders aufschlußreicher Fall ist das öffentliche Gebet im Synagogengottesdienst nach der Überlieferung der Väter. Im Augenblick der sabbatlichen «Segnungen» ist es dem Vorsteher untersagt, das Gebet in der Buchrolle zu «lesen». Er muß mit einer kurzen Stille beginnen, während welcher die Anwesenden für sich das Gebet «in ihrem Herzen» sagen. Unterdessen soll er über die Weise nachsinnen, wie er das Gebet «sagen» wird. Er wird also ein überkommenes Gebet sprechen, das alle bereits auswendig kennen. Aber es wird immer sein, als entsünde es hier und jetzt.

4. Der Begriff

Demnach erscheint uns das operative Modell als ein der feiernden Gruppe vertrautes, von den Teilnehmern schon innerlich erfaßtes und von den Kultdienern genügend beherrschtes Geschehen. Es verleiht der feiernden Gruppe die nötige Sicherheit, denn Spiel und Regeln sind ihr geläufig. Es lähmt aber nicht die Handlung. Alles, was geschieht, geschieht gleichsam natürlich und ursprünglich. Hier kann die Liturgie Gedenken und Neuheit in einem werden.

Das operative Modell ist sozusagen die für eine bestimmte Gruppe von Menschen gültige Konkretisierung einer Zeit, einer Gegend und der Art und Weise, wie die christlichen Ortsgemeinden den christlichen Gottesdienst feiern. Historisch entspricht das ziemlich gut dem, was die Liturgiker einen «Ritus» nennen. Was ist denn der

ostsyrische, der byzantinische oder der römische Ritus anderes als verschiedene Gestaltungen, die die Liturgie bei ihrer Einwurzelung in eine bestimmte Gegend und eine bestimmte Zeit angenommen und übernommen hat? Kein lebendiger Ritus beschränkt sich auf die Beschreibung seines rituellen Programms. Um ihn gut zu kennen, muß man ihn mit der Gruppe leben.

5. Anwendungen

Das operative Modell läßt sich entweder auf den gesamten Gottesdienst oder auf dessen große Einheiten anwenden, als da sind: Eingangsriten, Wortgottesdienst, eucharistisches Mahl; aber auch auf besondere Riten wie etwa einen Gesang oder ein Gebet ist dieses operative Modell anwendbar. Es gestattet festliche Größe und alltägliche schlichte Feier, etwas, das seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil schwierig und selten geworden ist, denn das rituelle Programm beherrscht alles.

Unter den gesungenen Riten erfordern alle jene, bei denen es besonders auf den Gesang ankommt, von Natur aus die Technik des operativen Modells. Das «niedergeschriebene» musikalische Werk wird rasch zum schmückenden Beiwerk oder zum Musikstück, wenn es sich um Präfationen, Psalmmodien und Gebetsintentionen handelt – Handlungen, die gewöhnlich den Solisten unter den Kultdienern übertragen werden. Das musikalische Werk läuft vor allem Gefahr, für den Kirchensänger selbst und auch seine Zuhörer das «sprechende» Wort zum Schweigen zu bringen. Auf diesem Gebiet ist in unseren westlichen Kulturen fast alles neu zu schaffen. Glücklicherweise werden diese Techniken in anderen Gegenden wie etwa in Afrika für gewöhnlich noch angewandt.

Hinsichtlich der Gebete des Zelebranten, insbesondere was das eucharistische Hochgebet betrifft, wäre die Praxis des Modells sicher die einzige Art und Weise, diese Höhepunkte hier und jetzt zum Gebet der Kirche zu erheben. Dieses Gebet der Kirche kann ihrem Wesen nach nicht eine «Lesung» sein, etwa wie man die heilige Schrift, dieses Dokument der Geschichte, liest. Es ist vielmehr ein gegenwärtiges Tun der Kirche. Es ist auch Gedenken und universales Bekenntnis des Glaubens. Es muß also Überlieferung und Neuerung in seinem Geschehen selbst miteinander versöhnen – wie es zweifellos

in dem geschah, was man in der Kirche der ersten Jahrhunderte «Improvisation» nannte.

Endlich erlaubt das operative Modell auch wenig begabten Kultdienern zu amtieren, ohne daß deswegen die liturgische Feier in Mitleidenschaft gezogen wird. Zu oft hängen seit dem Zweiten Vatikanum Gelingen oder Mißlingen einer Feier von den persönlichen Fähigkeiten oder dem Versagen des Zelebranten ab. Es ist nicht die Aufgabe der Amtierenden, den Ritus sozusagen gewaltsam zur Durchführung zu bringen; der Ritus selbst als gemeinsames Verhalten ist es, der den gewöhnlichen Mitgliedern der Gemeinschaft ermöglichen müßte, in eben dieser Gemeinschaft gut und recht die verschiedenen Rollen zu erfüllen.

6. Überlegungen

Das Modell «Römischer Ritus» existiert nicht mehr (außer in Spuren). In jedem Kulturraum haben nun die feiernden christlichen Gemeinden das Wiederaufleben von operativen Modellen zu begünstigen, auf die ein ungezwungener, lebendiger und geglückter Gottesdienst angewiesen ist. Es wird dazu viel Zeit und Geduld brauchen. Denn niemand schafft oder erfindet ein Modell. Es überträgt sich durch die Praxis. Aber es entwickelt sich unablässig unter verschiedenen, manchmal gegensätzlichen Einflüssen: wirksam sind da milieubestimmter, weltlicher Geschmack oder Rückkehr zu den Quellen, Prestige einer Hauptkirche, Einfluß einer Persönlichkeit, Begegnung mit anderen Kulturen und anderer Spiritualität oder im Gegenteil Abkapselung und Rückgang aus Mangel an Austausch und Lebenskraft. Eine gesunde Praxis erzeugt normalerweise ihre eigene Einwurzelung in die betreffende Kultur. So wird man also auf den *sensus fidelium* vertrauen dürfen, denn in ihm arbeitet der Heilige Geist und wirkt in einem jeden das Beten und Feiern im Namen Jesu.

V. Der Stil

Das tatsächlich bestehende operative Modell ermöglicht der einen und selben Liturgie eine große Vielfalt von Zelebrationsstilen. Die *missa cantata* des römischen Ritus meiner Kindheit war genau die gleiche in meiner heimatlichen Dorfpfarrkirche, in der nahegelegenen Abtei Solesmes und in der Kathedrale von Angers. An jedem dieser Orte aber war der Stil dieser Liturgie ein anderer: Die versammelte Gemeinde, die

Gesänge, die Zeremonien hatten ihr je eigenes Gepräge.

Wenn sich eine Gemeinde die gottesdienstliche Feier wahrhaft zu eigen machen will, wenn sie sich mit ihr gleichsam kleiden, sie wie ein Zuhause bewohnen will, dann ist es normal, daß sie ihr ihren eigenen Stil aufprägt und ihr eigenes Gesicht verleiht. Dann erst bekommt die gottesdienstliche Feier einen Geschmack wie Wein, der auf der eigenen Erde wuchs, wie eine heimatliche Mundart, wie die bodenständige Kunst – und dies sowohl für die Ortsansässigen als auch für die Auswärtigen.

Zum Glück relativiert jetzt die Möglichkeit, der Feier dank des operativen Modells Stil zu verleihen und sie den Umständen entsprechend zu variieren, das ungestüme Bedürfnis nach ständigem Ändern und Erneuern der Gebetsformeln, der Liedersammlungen und sogar der Ritenprogramme, wie das an verschiedenen Orten wütet. Dieses Bedürfnis entstand zur selben Zeit wie die Reform des Zweiten Vatikanischen Konzils, nicht allein aus Reaktion gegen die frühere Verhärtung, sondern auch infolge einer ziemlich verbreiteten Herabwürdigung der Liturgie auf die Ebene des Banalen. Von dem Zeitpunkt an, da alle Anstrengungen auf die Einführung eines grundsätzlich für alle Welt und alle Tage des Jahres gültigen, uniformen Ritualprogramms zielen, schafft man eine Liturgie nach dem Bild und Gleichnis unserer Industriegesellschaft, die standardisierte und der angeblichen Massenkultur angepaßte konforme Dinge produziert. So erfährt man dann an Stelle des Lebens, wie es das operative Modell ermöglicht, und der Freude an einem wahren Stil eine rasche Abnützung derselben, immer wiederkehrenden rituellen Elemente, und man wünscht sie zu ändern. Man verfängt sich so in der ruhelosen Hetze einer «Verbrauchsliturgie».

Ein wahrer Stil bringt uns in Erinnerung, daß jede fühlbare Schönheit individuell ist und einzigartig. Übrigens entspricht die Vereinzelung der Inkarnation; sie ist es ja, die sich unter dem Regime der Zeichen in den liturgischen Mysterien fortsetzt.

VI. Die Ausführung

Ein Musikwerk hat nur dann Dasein, wenn es zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort, durch bestimmte Interpreten und für bestimmte Zuhörer in einer Klanggestalt aufgeführt wird, die einmalig bleibt; so verhält es sich auch

mit der liturgischen Feier. Immer ist sie das einmalige Ereignis eines bestimmten Tages für eine bestimmte Gemeinde an einem bestimmten Ort mit bestimmten Gesängen, einem bestimmten Prediger, in einem bestimmten gesellschaftlich-geschichtlichen Kontext (Frieden oder Krieg, in Spannung oder Harmonie lebendes Volk, gewöhnlicher Sonntag oder Fest). Von diesem Gottesdienst wird es heißen: «Es war wunderbar!» oder auch: «Es war zum Davonlaufen!», oder man wird überhaupt nichts sagen.

Es stimmt, nicht die Programmierung, sondern der *kairos* der Feier schafft sehr oft die tiefste Wirkung der rituellen Symbole. Sie quellen hier aus dem Sinn und zugleich aus dem weckenden Anruf. Ein Wort, eine Melodie, eine Stille, ein gewisser Akzent in der Stimme, ein Sonnenstrahl auf der Wand «gibt das Zeichen»: die versammelte Gemeinde hat die «Stimmung» erfaßt, oder Einzelne wurden von einer «Gnade» berührt.

Ein solcher Hinweis auf die Wichtigkeit der Ausführung mag banal erscheinen. Ist das alles nicht selbstverständlich? Aber zu oft geschieht es doch, daß der Liturgie eines Ortes oder eines Landes, der man einmal beiwohnte, das Etikett gut oder schlecht angehängt wird einfach deswegen, weil sie an diesem Tag ganz besonders gut glückte oder ganz einfach mißlang. Die verschiedenen aktiven Helfer und Vorsteher dürfen auch nicht vergessen – das ist ein wichtiger Punkt in der Sache –, daß im Bereich der Mitteilung die Ausführung die erste Stelle einnimmt, denn schlecht dargeboten ist auch das schönste Kirchenlied wertlos; der schlichteste Gesang, bei dem alle aufs beste beten, überragt jedes andere Singen (was nicht immer notwendig die Meinung des Musikers sein muß).

Letzten Endes erinnert uns die Hinfälligkeit aller Liturgie und der zeitbedingte Charakter jeder aufs neue und notwendig sich wieder auflösenden Versammlung daran, daß nach dem «jetzt schon» des gefeierten Geheimnisses das «noch nicht» des erhofften Mysteriums kommt. Der eschatologischen Eigenart jeder Liturgie entspricht die Hinfälligkeit und Unvollkommenheit aller unserer Feiern.

Schlußbemerkung

Die rechte liturgische Praxis bemüht sich, in der gottesdienstlichen Handlung die von uns erwähnten verschiedenen Gesichtspunkte zusammenzuhalten: strukturmächtige anthropologi-

sche Gestaltungen, grundlegende Wesenselemente, institutionell gefestigtes rituelles Programm, freies Spiel operativer Modelle, farbenreiche Stile und sinnvolle Ausführung.

Aber die für die Liturgie Verantwortlichen haben über die Zelebration selbst nur eine begrenzte Macht. Symbole lassen sich nicht manipulieren, als würde jeder Ritus seine bestimmten Wirkungen hervorbringen. Im Bereich der Symbolik – Ort des Schöpferischen und wahrer Geschichte – bleiben die echten Wirkungen weithin unvorhersehbar und unkontrollierbar. Die Aufgabe des Liturgen und Seelenhirten ist es zunächst, mit Kraft und Größe die Zeichen zu setzen und dann die Hindernisse zu beseitigen, die den Zugang zum Sinn blockieren und eine eigene freie Stellungnahme, dem Gläubigen also die freie und selbständige Stellung im gesamten Geschehen erschweren.

Unter den üblichen Hindernissen, die noch zu überwinden sind, nennen wir drei: erstens die Passivität von Gottesdienstgemeinden, die noch nicht fassen konnten, daß die liturgische Feier die ihre ist und nicht das Erbteil einiger Kultdiener; zweitens das Gewicht der Autorität, die fortfährt, das Ritualprogramm zu verabsolutieren, und dies so sehr, daß es den Gottesdienstversammlungen schwer fällt, operative Modelle zu entwickeln und ihren eigenen Stil zu finden; drittens der Eifer der Liturgisten, die sich anmaßen, die liturgische Praxis in ihre eigene Idee davon – die übrigens stets zu klein ist – einzusperren.

Gott sei Dank kann man sagen, daß überall dort, wo man in Wahrheit Gottesdienst zu feiern wagt, die Tradition lebt, die Einwurzelung in die Kultur geschieht und sich die jeder Liturgie ganz eigene und wesentliche Kreation vollzieht: die Ankunft der neuen Welt in dem auferstandenen Christus für und durch die versammelten Gläubigen.

Aus dem Französischen übersetzt von Arthur Himmelsbach

JOSEPH GELINEAU

1920 geboren. Jesuit. Zur Zeit Pfarrer von fünf Landgemeinden im Pariser Großraum. Arbeitet seit dreißig Jahren für die liturgische Erneuerung als Komponist, Professor (Institut Catholique, Paris), Schriftsteller (Artikel und Bücher), Mitarbeiter beim römischen Consilium und dem Centre National de Pastoral liturgique français für die nachkonziliare Reformarbeit, Mitbegründer von *Universa Laus* (Internationale Forschungsgruppe für Gesang und Musik in der Liturgie). Anschrift: 43, Rue G. Villette-Ecuellen, F-77250 Moret sur Loing, Frankreich.